

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Slavko Goldstein

1941

Das Jahr,
das nicht vergeht

Die Saat des Hasses auf dem Balkan

Aus dem Kroatischen
von Marica Bodrožić

S. FISCHER

Die Zeit des Nationalsozialismus

Eine Buchreihe

Begründet und bis 2011 herausgegeben

von Walter H. Pehle

Die Herausgabe dieses Werks wurde gefördert durch TRADUKI, ein literarisches Netzwerk, dem das Bundesministerium für Europa, Integration und Äußeres der Republik Österreich, das Auswärtige Amt der Bundesrepublik Deutschland, die Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia, das Bundeskanzleramt der Republik Österreich, KulturKontakt Austria, das Goethe-Institut, die Slowenische Buchagentur JAK, das Ministerium für Kultur der Republik Kroatien, das Ressort Kultur der Regierung des Fürstentums Liechtenstein, die Kulturstiftung Liechtenstein, das Ministerium für Kultur der Republik Albanien, das Ministerium für Kultur und Information der Republik Serbien, das Ministerium für Kultur der Republik Rumänien und die S. Fischer Stiftung angehören.

Die Übersetzung wurde außerdem gefördert vom Ministerium für Kultur der Republik Kroatien.



Erschienen bei S. FISCHER

2. Auflage Oktober 2018

Die kroatische Originalausgabe ist 2007
unter dem Titel ›1941. Godina koja se vraća‹
bei Novi liber, Zagreb, erschienen.

© 2007 Slavko Goldstein

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-10-002537-1

Inhalt

I MEIN VATER

1	Zwei Spaliere (1941 – 1945)	11
2	Im Bezirksgefängnis	21
3	Zelle Nr. 15	36
4	Das Lager mit dem schönen Namen	49
5	Der Brief	68

II DIE WURZELN DES BÖSEN

6	Die »Affäre Vujičić«	97
	<i>Fünf junge Mörder</i>	102
	<i>»Alles für unsere Sache«</i>	107
	<i>Dilemmata in der Ustascha-Führung</i>	110
	<i>Der Genozidplan von Pavelić</i>	115
	<i>Veljun und Blagaj</i>	125
	<i>Glina</i>	135
	<i>Über Opfer und Zahlen</i>	143
	<i>Kurze Unterbrechung des Genozids</i>	147
	<i>Grünes Licht von Hitler</i>	154
	<i>Aufstand in der Lika</i>	159
	<i>Die Lösung im »Fall Karlovac«</i>	166

III EIN FRÜHLING IN KARLOVAC

7	Das gelbe Symbol, das ich nie getragen habe	177
8	Die Zeitung, die Filip Reiner getötet hat	189
9	Die enteignete Buchhandlung	195
10	Der Zorn alter Zeiten	213

IV JADOVNO

11	»Jetzt sind wir alle Geiseln«	223
12	Auf dem Weg nach Jadovno	231
13	Das Todeslager im Velebit-Gebirge	258

V MEINE MUTTER, DIE USTASCHE UND DIE PARTISANEN

14	Zelle Nr. 20	287
15	Fanatiker, Ja-Sager, Mörder und Retter	307
16	Der Aufstand in der Banija und im Kordun	327
17	Zuflucht Banski Kovačevac	383
18	Die Geschichte zweier Dörfer	401
19	Kraljevica und die Partisanen	475
20	Befreiung	536
	Anmerkungen	577
	Karte »Der Unabhängige Staat Kroatien 1941«	594
	Register	596

1

Zwei Spalier (1941–1945)

Ich war ein neugieriger, nicht allzu großer Junge und musste auf ein Gatter klettern, um über die Menschenmenge hinwegsehen zu können. Der Tag zuvor war ein Donnerstag gewesen, der 10. April 1941, der Himmel war dunkel bestirnt, ein wenig Neuschnee war gefallen, der rasch auf den Straßen von Karlovac schmolz. Über Nacht klarte der Himmel auf. Der Karfreitag badete im Sonnenlicht des Frühlings, auf den Dächern, an den Fenstern und Balkonen flatterte die kroatische Trikolore. In der Banija-Straße drängten sich die Menschen in einem langgezogenen Spalier aneinander, um den Einzug der deutschen Soldaten in die Stadt zu feiern. Die Kinder schwenkten Papierfähnchen. Die Menschenmenge skandierte freudig: »Ganz ohne Krieg haben wir einen eigenen Staat bekommen!«

Der erste deutsche Panzer hielt vor der improvisierten Tribüne an der Ecke Banija- / Kolodvorska-Straße. Neben der Tribüne stand die Blaskapelle der Freiwilligen Feuerwehr und spielte Militärmärsche. Die heißwangigen Redner sprachen ihre Willkommensgrüße. Ich konnte sie nicht gut hören, weil die Lautsprecher schlecht abgestimmt waren. Gemeinsam mit meinen Freunden Tonček Strzalkowski und Bogdan Lasić hatte ich vom Gatter einen guten Überblick. Wir konnten alles genau sehen. Unsere Neugierde war zwar gestillt, aber wir waren froh, nicht in der Masse aufzugehen, deren Glück wir an diesem Tag kein bisschen teilten.

Unser Schulkamerad Lončarić, der drei, vier Jahre älter war als ich und den wir beim Fußballspielen Lonac, Topf, nannten, marschierte

mit einem Gewehr im Arm durch die Menge. Er trug jetzt eine Mütze mit Abzeichen und war offensichtlich stolz darauf, einer von denen zu sein, die hier für Ordnung sorgten. Auch Herr Livadić paradierte beflissen mit einem Gewehr im Arm umher, wie irgendein Oberstleutnant in einer kroatischen Heimwehr-Uniform mit einer frisch angenähten Kokarde. Eigentlich hieß er Leitner und war ein vor kurzem zum Katholizismus konvertierter Jude und der Besitzer eines Eisenwarenladens, der sich unweit unseres Hauses auf dem Korso befand. Flink hatte er sich den neuen politischen Gegebenheiten angepasst, aber das konnte sein Leben nicht retten. Da er von Geburt an Jude war, wurde er noch im gleichen Jahr in das Konzentrationslager Jadovno deportiert. Als ich nach oben schaute, glaubte ich einen kurzen Augenblick lang im ersten Stock Smiljka Kozomarić hinter einem Vorhang am Fenster gesehen zu haben. Sie war genauso alt wie ich. Noch letzten Sommer hatte ich sie beim Baden am Fluss Korana, als sie ihre sich entwickelnden weiblichen Rundungen Sonne und Wasser zur Schau stellte, schamhaft und voller Sehnsucht betrachtet. Ihr Vater war ein wohlhabender Händler aus Karlovac, ein Unterstützer serbischer Kulturvereine und der Jugoslawischen Sokol,¹ Smiljka hatte also ebenfalls keinen Anlass, sich zu freuen – weder über die Ankunft der Deutschen noch über die Ausrufung des Unabhängigen Staates Kroatien und diesen ganzen Glücksrummel unter ihrem Fenster.

Ein junger deutscher Soldat (vielleicht war er auch Offizier), der bis zur Hüfte in der Panzerluke steckte und sich geradezu entspannt die Willkommensreden in einer ihm fremden Sprache anhörte, schielte, so kam es mir jedenfalls aus der Ferne vor, heimlich auf seine Uhr. Sechzig Jahre später erzählte mir mein Freund Vaništa, damals hätten ihn das jugendlich schöne Gesicht dieses Soldaten und seine feine Erscheinung auf jenem riesigen hässlichen Panzer sehr überrascht.

Die deutschen Militärs bahnten sich ihren Weg durch die Menschenmenge in Richtung Banija-Brücke, marschierten in Karlovac ein und verteilten sich allmählich in der Stadt. Als wir nach Hause gingen,

sagte Bogdan niedergeschlagen: »Bei diesem Militär ist Widerstand sinnlos.« Noch immer stand er unter dem Eindruck der deutschen Panzer. Bogdan war ein glühender Verehrer der Jungen Jugoslawischen Kommunisten. Drei Jahre später wurde er bei den Partisanen Anführer einer Kompanie in der Žumberak-Brigade.

In den nächsten Tagen sahen wir von unseren Fenstern aus die deutschen motorisierten Einheiten kommen und gehen. Sie marschierten vor dem örtlichen Kulturzentrum Zorin Dom auf und ab, als wären sie jederzeit einsatzbereit. Gepanzerte Kleinlastwagen zogen Artillerie mit Gewehrläufen hinter sich her, die länger waren als die Wagen selbst. Die Jugoslawisch-Königliche-Armee, die bei diesem Aufmarsch der motorisierten deutschen Vorhut in sich zusammengefallen war, hatte ebenfalls Geschütze, aber diese wurden von Ochsen gezogen. In der nahe gelegenen Stadt Glina, so hat es ein Historiker aus dieser Gegend festgehalten, stellte eine solche mit Ochsen ausgestattete Artilleriedivision ihre Zelte auf und übernachtete in den Gärten und im Stadtpark. Als am nächsten Morgen die deutschen Panzer durch Glina donnerten, lösten sich die Stellungen der königlichen Artillerie eilig auf. Die von ihnen zurückgelassenen hungrigen und durstigen Ochsen zogen traurig blökend durch die Straßen und Parks.

Vier Jahre später strömten erneut auf beiden Seiten der Banija-Straße glückliche Menschen in langen Reihen in die Stadt. Das war am späten Abend des 8. Mai 1945. Der Krieg war zu Ende. Durch diesen lärmenden Menschenkordon kehrte die Karlovac-Stoßtrupp-Brigade nach Hause zurück. An der Ecke der Kolodvorska- und Banija-Straße stellte sich wieder eine Blaskapelle auf, vielleicht sogar genau jene, die schon vor vier Jahren beschwingte Märsche gespielt hatte. Die Menschen in der Menge schwenkten kleine Flaggen, begrüßten laut und freudig die Soldaten. Die bemühten sich, ihre Reihen ordentlich gerade zu halten, hätten sich aber am liebsten selbst zu den Städtern gesellt, denn sie kamen aus dem Krieg zu ihren Familien und in ihre Häuser zurück.

An der Ecke der Kolodvorska- und Banija-Straße stand dieses Mal keine Tribüne. Wir Rückkehrer wurden an der zerstörten Brücke empfangen. Die Redner habe ich von dort weder gesehen noch gehört, weil ich weit entfernt in den hinteren Reihen unserer Brigade stand, im 4. Bataillon. Vor dem Hotel *Evropa* glaubte ich in der Menge wieder den Radiotechniker Kiš zu sehen, den Mann mit dem prachtvollsten Haar der ganzen Stadt, der genau an dieser Stelle schon vor vier Jahren gestanden hatte. Die Vorhänge an den Fenstern von Smiljkas Haus waren dieses Mal nicht zugezogen, an einem stand Smiljka und winkte. Auf beiden Seiten des Spaliers rannten immer wieder Menschen in die Reihen der Brigade, um den Sohn, die Tochter, den Bruder, den Freund zu umarmen. Die Reihen strammstehender Soldaten lösten sich dann langsam auf. Die Männer verschwanden in der Menschenmenge. Kurz vor der Brücke sah ich plötzlich meine Mutter auf mich zurennen. Wir weinten lange vor lauter Glück, wieder zusammen zu sein, aber auch aus Traurigkeit, weil einige unserer nahen Angehörigen und so viele andere Menschen nicht mehr am Leben waren. Der Krieg war nun wirklich zu Ende. Für uns war das die Befreiung. Erst später haben wir gesehen, dass diese Freude nicht von allen geteilt wurde. Das Ende des Krieges brachte vielen anderen Leiden und Not. Wir waren stark genug gewesen, um dem Bösen Widerstand entgegenzusetzen, aber unsere Kraft reichte nicht aus, um unseren Sieg auch auf eine menschliche Weise zu krönen. Wie so viele andere militärische Siege in der Geschichte blieb unser Sieg nicht frei von Makel.

Vier Jahre, die zwischen dem ersten und dem zweiten Spalier auf der Banija-Straße lagen, hat dieser Krieg gedauert, der unser aller Schicksal bestimmt hat. Er zerstörte Millionen von Familien, verkrüppelte unzählige Menschen und trieb sie in alle Himmelsrichtungen auseinander. Einstige Nachbarn und Freunde hatten einander durch die Zielfernrohre ihrer Maschinengewehre angesehen. Dieser Krieg hat ein Erbe hinterlassen, das noch lange nach unserem Tod nachwirken wird. Die Deutschen haben dreißig Jahre später – ein bisschen

selbstzufrieden – den Neologismus »Vergangenheitsbewältigung« kreiert, aber ich befürchte, die Vergangenheit ist keineswegs vollständig bewältigt, weder dort noch in den osteuropäischen Gesellschaften und auch nicht in Kroatien. Die Schatten, deren dunkelste Untiefen mit 1941 verwoben sind, sind noch nicht ganz verschwunden. Aber auch die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg und danach kann man nicht gerade frei von Schuld nennen.

Das Schreiben über meine Angehörigen in diesem Buch hat mir die Mühe abverlangt, die Schicksale in meiner Familie nicht vom Leben der anderen Menschen oder dem Land selbst getrennt zu sehen. Ich schreite hierfür in Gedanken meine eigenen Erinnerungen an Freunde und Bekannte ab, versuche aber auch, jene Menschen mit zu bedenken, die ich damals nicht persönlich gekannt habe, die ich aber von heute aus verstehen möchte, obwohl uns die Geschichte auf verschiedenen Seiten der Ereignisse platziert hat. Ich glaube, dass das Schicksal meiner Familie, mit der ich diese Rückschau beginne, das Gesamtbild der Ereignisse vervollständigen kann. Dieses Gesamtbild hat sich mir durch die Sichtung unzähliger Dokumente und mittels meiner eigenen Recherchen erschlossen. Es kann helfen, das Geschehene besser zu verstehen – das, was den mir nahen Menschen, mir selbst und so vielen anderen widerfahren ist, und warum es geschah.

Ich kann auf den Tag und die Stunde genau sagen, wann meine Kindheit zu Ende ging. Es war an einem Sonntag, dem 13. April 1941. Die Katholiken begingen das Osterfest. Es war ein Vormittag im Frühling. Auf der Promenade vor dem Kulturzentrum Zorin Dom, ganz in der Nähe unseres Hauses, waren akkurat aufgestellte deutsche Panzer, eine Militärküche auf großen, dicken Gummirädern und gepanzerte Autos zu sehen. Meine Freunde Tone Orešković und »Cujo« Pasek waren vorbeigekommen, um mit mir nach draußen zu gehen. Mein Vater hielt mich an der Tür auf.

- Wo gehst du hin?
- Ich gehe mit den Jungs spielen.
- Spielen?

Mein Vater sah mich erstaunt an, ich sah, dass er Bedenken hatte.

- Ja, in Ordnung, du kannst gehen. Komm aber nicht zu spät zum Mittagessen.

Als ich zum Mittagessen zurückkam, war mein Vater nicht mehr zu Hause. Und er ist nie wieder nach Hause gekommen.

Ich erinnere mich nicht mehr, ob wir an diesem Morgen wirklich auf der Promenade miteinander gespielt haben. Oder ob wir nur in kindlicher Neugier umhergestromert sind, um uns die deutschen Panzer anzusehen. Sie wirkten wie große Ungeheuer auf uns, so etwas hatten wir bisher nur in der Kinowochenschau von *Fox Movietone* gesehen. Die deutschen Soldaten redeten unbekümmert miteinander, schlürften irgendetwas aus Blechbüchsen, witzelten und rauchten. Stanko Lasić, der mit mir in Karlovac zur Schule ging und heute ein bekannter Literaturhistoriker ist, beobachtete sie damals am gleichen Ort und zur gleichen Zeit wie meine Freunde und ich. Er schreibt darüber in seinen autobiographischen Aufzeichnungen:²

»Alles, was ich bis dahin über die Deutschen zu wissen geglaubt hatte, lässt sich auf einen Nenner bringen: böse und hässliche Menschen. Aber in Karlovac standen diese jungen lächelnden Menschen vor uns, sie waren charismatisch, höflich, kraftvoll, ja sogar freundlich kamen sie uns vor, und vor allem – sie waren schön. Nichts schien ihnen Mühe zu machen. Wir sahen sie uns vor dem Kulturzentrum Zorin Dom auf der Promenade an, den ganzen Tag waren sie tätig, sie reinigten ihre Gewehre, polierten die Panzer, entfernten den Schlamm von den Rädern, lasen Zeitung, hörten Radio, wuschen ihre Hemden und schnitten sich ihre Nägel. Uns gegenüber waren sie offen, wirkten aber insgesamt in sich gekehrt. Sofort spürte ich, dass sie unverfälscht waren, sich nicht inszenierten und uns nicht aufs Glatteis führen wollten. Sie führten uns also nicht hinters

Licht, sie zeigten sich als das, was sie wirklich waren: eine Armee, Eroberer, disziplinierte Mörder.«

Worüber lachen sie? Was sagen sie denn?, wollten meine Freunde wissen und drängten mich, den Gesprächen der Deutschen zu lauschen. Die deutschen Soldaten konnten nicht wissen, dass einer der kleinen neugierigen Jungen sehr gut Deutsch verstand. Sie lachten, redeten offen miteinander, über junge Frauen, über ihre Siege und die Pakete, die sie nach Hause schicken wollten. Eine dieser Unterhaltungen hat sich mir besonders eingeprägt. An die Wand gelehnt, mit einem Fuß auf dem Fahrzeug, zog ein Unteroffizier nachdenklich an seiner Zigarette, er wandte sich an zwei, drei seiner jüngeren Kameraden, um ihre Einschätzungen über den weiteren Verlauf des Krieges abzuklopfen.

- Na, was sagt ihr? Wohin geht es jetzt für uns weiter?
- In die Türkei.
- Davon kann keine Rede sein. Es geht nach Russland!

Der siegesgewisse Unteroffizier war sich seiner Sache sicher, so, als wüsste er mehr als die anderen und hätte nur bisher nicht darüber sprechen dürfen.

- Aber die Türkei würde uns besser zupasskommen, wir wären doch sofort am Suezkanal, hätten dann die Spanier vor Augen in Gibraltar, das Mittelmeer wäre uns schon sicher. Und auch das irakische Erdöl. Persien. Bis nach Indien könnten wir kommen.
- Wir werden Russland angreifen, du wirst es sehen.

Als ich nach Hause kam, sah mich unsere Haushälterin Jaga niedergeschlagen an. Von ihr wird in diesem Buch noch oft die Rede sein. Seitdem sie 1932 in unser Haus gezogen war, war sie immer das Ideal einer Köchin, Haushälterin und Erzieherin gewesen, aber auch eine vertrauensvolle Ratgeberin, Trösterin und treueste Freundin. Bis zu ihrem Tod 1990 haben wir sie als Mitglied unserer Familie behan-

delt. Mein Bruder und ich haben sie auf dem Mirogoj-Friedhof in unserem Familiengrab neben unserer Mutter bestattet. Bis heute ist es mir ein Rätsel, woher diese damals noch junge, unerfahrene, nur halbgebildete Frau aus dem bitterarmen Dorf Banski Kovačevac ihre selbstsichere Lebensweisheit nahm und mit ihrem unfehlbaren Instinkt immer wieder aufs Neue das Gute vom Bösen zu unterscheiden vermochte. Bis heute ist mir kaum jemand wie sie begegnet.

Eine Stunde zuvor hatten zwei junge Männer meinen Vater abgeholt, beide waren stadtbekannte Frankisten³ – der Jurastudent Ratko Demut und Stjepan Augustinović, zu jener Zeit arbeitslos. Sie waren in Zivilkleidung gekommen, aber mit Revolvern an den Hüften und mit einer frisch angenähten kroatischen Trikolore sowie dem U-Symbol der Ustasche an den Ärmeln. Es hieß, sie seien höflich gewesen: »Entschuldigen Sie, Herr Goldstein, wir brauchen nur eine Aussage von Ihnen, Sie können danach gleich wieder nach Hause gehen.« Meine Mutter ist ihnen hinterhergelaufen, wahrscheinlich bis zur Polizeiwache. Jaga war wütend, versuchte aber, sich zusammenzureißen. Den Abend zuvor hatte sie meinen Vater noch davon überzeugen wollen, sich in ihrem Dorf Banski Kovačevac zu verstecken, bis sich die erste Hysterie gelegt haben würde. Aber Vater und Mutter wollten unsere Familie nicht auseinanderreißen. Sie zögerten diesen Schritt hinaus, weil sie glaubten, genug Zeit für alles zu haben. Mein jüngerer Bruder Danko, der kurz nach mir nach Hause kam, erinnert sich genauso wie ich an das kummervoll-ängstliche Gesicht unserer Jaga, das wir nur besonnen kannten. Stanko Lasić erinnert sich in seiner Autobiographie an die Verhaftung und das Schicksal meines Vaters:

»Slavkos Vater besaß eine Buchhandlung mit Papierwaren im unmittelbaren Zentrum der Stadt, nur hundert Meter von der Kirche der Heiligen Dreifaltigkeit entfernt. Sein Geschäft lief sehr gut. Neben der Buchhandlung betrieb er im hinteren Teil des gleichen großen Raumes eine Leihbibliothek. Dort war es relativ dunkel, aber gemütlich. Ruhig. In dieser »Bibliothek« lieh man sich die Bücher aus, aber konnte sie auch dort lesen.

Herr Goldstein (...) war immer besonnen, immer sanft. Und er war ein gebildeter Mann ... Bald darauf wurde Slavkos Vater verhaftet und war wahrscheinlich einer der Ersten, die man an einer Grotte erschossen hat. Ein solches Schicksal hätte mich selbst dann schockiert, wenn es irgend-einen mir fremden Menschen oder selbst den größten Verbrecher ereilt hätte, einfach weil mich ein gewaltsamer Tod immer schockiert. Und wie erging es mir erst bei einem Menschen, den ich als die reine Güte kannte und von dem ich viel gelernt habe. Herr Goldstein war ein feiner Herr, der die Bücher genauso wie ich liebte (...). In der Buchhandlung war ich oft Zeuge seines gelebten Mitgefühls für andere Menschen. Er wusste, wie man mit den Leuten ins Gespräch kam, war freundlich, bescheiden und ruhte in sich. Man erzählte sich, dass er ein Linker war. Die Leute sagten das oft, aber wussten auch, dass er nie Mitglied in einer politischen Partei war. Es hieß, er sei ein Humanist, deshalb kenne ich dieses Wort, ich lernte es damals, und seine Bedeutung war für mich identisch mit Goldsteins Charakter. In einem Augenblick, in dem wir Christen unser Osterfest und unsere ›Auferstehung‹ feierten, verlor er sein Leben. Warum? Weil er ein Jude war. Weil er ein Humanist war.«

Vaters Verhaftung und die Apriltage des Jahres 1941 markieren in meiner Erinnerung eine klare Grenze in der Zeit. Bis zu diesem Tag, bis zu meinem dreizehnten Lebensjahr, waren Erinnerungen für mich in der Regel einfach nur flimmernde, unverbundene Bilder jenseits von Zeit und Raum. Aber von jenem Augenblick im April an erinnere ich unser Leben in miteinander verbundenen Zusammenhängen, in beweglichen Bildern, die alle aufeinander aufbauen, ganze Episoden räumlich konkreter und von Zeit durchtränkter Begebenheiten haben sich mir eingeprägt. Ich erinnere mich auch an einige Gespräche, an ihren Kontext, manchmal auch an sehr wichtige Satzstränge, an die genaue Wortfolge, obgleich ich nicht mehr sagen kann, was davon meine eigenen Erinnerungen sind und welchen ausschmückenden Anteil die später erfolgten Gespräche und Erkenntnisse haben. Am ehesten glaube ich noch an die Wahrheit der Bilder und dass sie authentisch sind, vor allem die vielen Details in ihnen, die der Ver-

stand sich gar nicht ausdenken kann. Was die Gespräche betrifft, bin ich mir nicht so sicher, und die Gefühle und Gedanken, die mit den Bildern einhergehen, sind eher heutigen Datums. Der dreizehnjährige Junge, der durch die Zwänge einer äußeren Situation schneller als unter normalen Umständen gereift ist, war sich damals nicht der allumfassenden Tragik bewusst, die heute mit dem Jahr 1941 in Verbindung gebracht wird. Beim Schreiben dieses Buches habe ich alle Erinnerungen seziert. Die Lücken und Begebenheiten von damals zu deuten gelang mir, indem ich sie mit den damaligen Zeitungen, mit offiziellen Dokumenten, persönlichen Briefen und Memoiren jener Zeit abgeglichen habe. Mit meinem Bruder Danko und mit Freunden von damals, die ich noch heute gerne treffe, habe ich immer wieder alles besprochen. Ich habe mich bemüht, mir und meinen zukünftigen Lesern gegenüber aufrichtig zu sein. Wichtig war mir aber genauso, den in diesem Buch vorkommenden Menschen, die nicht mehr am Leben sind, mit Ehrlichkeit zu begegnen.

»Den Lebenden schulden wir Respekt, den Toten nur die Wahrheit«, heißt es bei Voltaire. Ich denke aber, dass wir allen gleichermaßen die Wahrheit schuldig sind, den Lebenden und den Toten. Respekt schulden wir gewiss vielen, Lebenden und Toten, aber nicht ausnahmslos allen.